

dtv

Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? Was soll ich tun?
Was ist der Mensch? Diese von Immanuel Kant formulierten Grundfragen des Philosophierens umfassen das gesamte Spektrum des menschlichen Daseins. Die in diesem Buch versammelten Texte aus Ost und West kreisen um große Zusammenhänge und kleine Einzelaspekte, um Denken, Erkenntnis, Glaube, Liebe, Glück, Leid, Sinnsuche, Freiheit, Gesellschaft, Staat, Natur, Kosmos. Sie bieten Anregungen und Denkanstöße auf der Suche nach Orientierung, nach Welt- und Selbstverständnis. »Philosophische Erkundungen stiften jeden, der ein bewußtes Leben führen will, zu einer eigentümlichen Bekanntschaft mit sich selbst an. Man kann sich in seinem Tun und Lassen, in seinen Perspektiven und Entscheidungen verstanden fühlen im großen Horizont der philosophischen Tradition, die zwar die Probleme nicht gelöst, aber eine Sprache für sie gefunden hat, der nichts Menschliches fremd ist.« *Rüdiger Safranski*

Der kleine Taschenphilosoph

Ein Lesebuch
für Nachdenkliche

Herausgegeben von Brigitte Hellmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Brigitte Hellmann bei dtv herausgegeben:
Mit Kant am Strand (34200)
Mit Platon unter Palmen (34416)
Mit Buddha unterm Sonnenschirm (34488)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2004
8. Auflage 2012

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Blick auf die Öd‹ (1879) von Hans Thoma (akg-images)

Gesetzt aus der Stempel Garamond 10/12,5

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34099-1

Inhalt

- Platon
Die Verteidigungsrede des Sokrates 9
- Marc Aurel
Die Hilfe der Philosophie 17
- Heinrich Heine
Fragen 18
- Frieder Lauxmann
Die Universität des Nichtwissens 19
- Aristoteles
Denken und Vernunft 25
- Brigitte Röthlein
Denken 31
- Heinrich von Kleist
Grüne Augengläser 38
- Gautama Buddha
Klarheit 38
- Marcus Chown
Leben auf der Erde 39
- Johann Wolfgang von Goethe
Schwebender Genius über der Erdkugel 47
- Valentin Braitenberg
Leib und Seele 48

Augustinus	
<i>Über die wahre Religion</i>	51
Noble Red Man	
<i>Die drei Kräfte der Welt</i>	54
Immanuel Kant	
<i>Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?</i>	56
Karl Marx	
<i>Die Klassengegensätze</i>	65
Bertrand Russell	
<i>Lob des Müßiggangs</i>	71
Georg Friedrich Wilhelm Hegel	
<i>Weltgeschichte und Weltgeist</i>	74
Karl Jaspers	
<i>Schema der Weltgeschichte</i>	74
Lee Smolin	
<i>Evolutionen</i>	76
George Steiner	
<i>Wir sind Gäste des Lebens</i>	81
Erich Fried	
<i>Zwischengedanken</i>	83
Umberto Eco	
<i>Große Kriege, kleine Frieden</i>	84
Friedrich Nietzsche	
<i>Von der Herrschaft der Tugend</i>	87
Platon	
<i>Über das Gute</i>	89

Aristoteles	
<i>Tugend als Mitte</i>	93
Voltaire	
<i>Tugend</i>	97
Epikur	
<i>Über das Lebensziel</i>	99
Epiktet	
<i>Über die Aufmerksamkeit</i>	100
Erich Fried	
<i>Gutsein ist gut</i>	103
Gautama Buddha	
<i>Liebende Güte</i>	104
Karl Jaspers	
<i>Liebe</i>	105
Georg Christoph Lichtenberg	
<i>Über die Macht der Liebe</i>	108
Khalil Gibran	
<i>Von der Freundschaft</i>	109
Anton Čechov	
<i>Nächstenliebe</i>	111
Anaïs Nin	
<i>Absage an die Verzweiflung</i>	111
Pravu Mazumdar	
<i>Ein Bild des Glücks</i>	116
Theodor W. Adorno	
<i>Zwischen Berg und tiefem Tal</i>	122

- John Earle
Ein Mißvergnügter 123
- Cicero
Über das Alter 124
- Friedrich Nietzsche
Irdische Gebrechlichkeit 127
- Kurt Tucholsky
Das ›Menschliche‹ 128
- Blaise Pascal
Der Mensch im Zwiespalt 131
- Sören Kierkegaard
Entweder – Oder 131
- Friedrich Hölderlin
Hyperion an Bellarmin 137
- Johannes Kepler
Neujahrsgabe 139
- John O'Donohue
Die dunklere Schönheit dämmert langsam 140
- Günther Anders
Ob wir nötig sind 143
- Ludger Lütkehaus
Prolog im Himmel 144
- Simone de Beauvoir
Pyrrhus und Cineas 148
- Christian Morgenstern
Es pfeift der Wind 151
- Autoren- und Quellenverzeichnis* 153

Platon

Die Verteidigungsrede des Sokrates

Was für einen Eindruck meine Ankläger auf euch gemacht haben, ihr Athener, weiß ich nicht; was mich betrifft, so habe ich jedenfalls bei ihren Worten beinahe meiner selbst vergessen. So überzeugend klang, was sie sagten. Und doch haben sie sozusagen kein wahres Wort gesprochen. Am meisten aber wunderte ich mich bei dem vielen, das sie dahergelogen haben, über eines: über die Stelle, ihr müßtet euch hüten, von mir getäuscht zu werden, weil ich ein höchst gewandter Redner sei. Daß sie sich davor nicht scheuten, von mir sogleich dadurch widerlegt zu werden, daß ich mich jetzt gar nicht als großer Redner erweise, das schien mir das Dreisteste von allem, was sie sagten, falls sie nicht etwa den einen guten Redner nennen, der die Wahrheit sagt. Denn wenn sie das damit meinen, dann muß ich freilich zugeben, ein Redner zu sein, wenn auch nicht einer nach ihrer Art. Sie haben also, behaupte ich, so gut wie kein wahres Wort gesagt; von mir aber sollt ihr die ganze Wahrheit hören. Allerdings werden es, bei Zeus, keine schön gesetzten Worte sein, Athener, wie ihr sie von diesen da gehört habt, herausgeputzt mit feinen Ausdrücken und Redensarten. Ihr werdet schlichte Worte zu hören bekommen, wie sie mir gerade einfallen. Denn ich vertraue darauf, daß das, was ich sage, gerecht ist. Keiner von euch soll etwas anderes erwarten. Es würde sich nicht gut machen, ihr Männer, wenn ich in meinem Alter vor euch hinträte wie ein junger Mensch, der gedrechselte Reden erdichtet. Eines aber, ihr Athener, bitte ich mir aus und ersuche euch sehr darum: wundert euch nicht und gebt nicht euren Unwillen kund, wenn ihr mich meine Verteidigung mit

den gleichen Worten führen hört, die ich auf dem Markt, bei den Tischen der Geldwechsler, wo viele von euch mich gehört haben, oder anderswo zu gebrauchen pflege. Denn es verhält sich so: Im Alter von mehr als siebenzig Jahren stehe ich heute zum ersten Mal vor Gericht; die hier übliche Redeweise ist mir also völlig unbekannt. Stände ich als ein Ausländer hier, dann würdet ihr es mir gewiß nachsehen, wenn ich in der Sprache und auf die Art redete, in der ich auferzogen wäre. So bitte ich euch nun (wie mir scheint, billigerweise), daß ihr mich auf meine Weise sprechen laßt – vielleicht ist sie schlechter, vielleicht aber auch besser – und daß ihr eure Aufmerksamkeit einzig darauf lenkt, ob das, was ich sage, gerecht ist oder nicht. Denn darin zeigt sich die Tüchtigkeit des Richters, die des Redners aber darin, daß er die Wahrheit sagt. [. . .]

Gehen wir denn zum Anfang zurück, und fragen wir, was das für eine Beschuldigung sei, aus der die Verleumdung entsprungen ist, auf die sich auch Meletos bei der Abfassung seiner Klageschrift stützte. Wohlan: was warfen mir meine Verleumder vor? Gehen wir so vor, wie wenn eine richtige Anklage eingereicht und beschworen worden wäre, deren Text, wenn ich ihn verlesen müßte, etwa so lautete: *Sokrates tut Unrecht und treibt törichte Dinge; denn er forscht nach dem, was unter der Erde und am Himmel ist; die schlechtere Sache machte er zur besseren, und zudem unterrichtet er noch andere in diesen Dingen.*

So etwa lautet die Anklage, und so saht ihr es auch selber in der Komödie des Aristophanes: Dort brachte man einen Sokrates auf die Bühne, der behauptete, er könne in der Luft gehen, und noch viel anderes possenhaftes Zeug redete, von dem ich nichts, weder im ganzen noch im einzelnen, verstehe. Ich sage das nicht etwa, weil ich derartige Kenntnisse für gering achte, wenn einer wirklich etwas davon versteht, und nicht, damit ich nur nicht selbst von Meletos mit so schweren Anschuldigungen

verfolgt werde, sondern weil ich, ihr Athener, mit solchen Dingen wirklich nichts zu tun habe. Die meisten von euch kann ich dafür als Zeugen aufrufen, und ich bitte euch, es einander zu sagen und euch gegenseitig aufzuklären, ihr alle, die ihr mich jeweils habt reden hören, und derer sind viele unter euch. Sagt jetzt einander, ob einer unter euch mich jemals, wenig oder viel, über solche Dinge hat sprechen hören. Daraus mögt ihr dann ersehen, daß es sich auch mit dem übrigen so verhält, was die große Menge von mir behauptet.

Damit ist es also nichts, und auch damit nicht, wenn ihr etwa von irgend jemandem gehört habt, daß ich versuche, Menschen zu erziehen und Geld dafür nehme – auch das ist nicht wahr. Allerdings dünkt mich auch das etwas Schönes, wenn einer imstande ist, Menschen zu erziehen, wie der Leontiner Gorgias oder Prodikos von Keos oder Hippias aus Elis. Denn diese alle, ihr Männer, können in diese oder jene Stadt gehen und dort die Jünglinge, die doch bei jedem ihrer Mitbürger, bei wem sie nur wollten, kostenlos in die Schule gehen könnten, durch Überredung dazu bringen, daß sie den Umgang mit jenen Mitbürgern aufgeben, um sich ihnen anzuschließen, daß sie Geld dafür bezahlen und ihnen auch noch Dank dafür wissen. Noch einen anderen gelehrten Mann kenne ich, einen aus Paros, der sich gegenwärtig hier aufhält, wie ich erfahren konnte. Ich traf nämlich zufällig einen Bekannten, der den Sophisten schon mehr Geld gegeben hat als alle anderen zusammen, Kallias, den Sohn des Hipponikos. Diesen fragte ich – er ist nämlich Vater von zwei Söhnen: »Mein lieber Kallias«, sagte ich, »wenn deine beiden Söhne Fohlen oder Kälber wären, dann fänden wir für sie gewiß einen Aufseher, den wir anwerben würden und der dann erreichen könnte, daß sie sich ihrer eigenen Natur nach recht und tüchtig entwickeln. Das wäre wohl ein Bereiter oder ein Bauer. Da sie nun aber Menschen sind, was willst du ihnen für einen Aufseher geben? Wer versteht sich darauf, die

menschliche und bürgerliche Tüchtigkeit zu entwickeln? Da du Söhne hast, wirst du dir das gewiß schon überlegt haben. Gibt es so einen«, fragte ich, »oder nicht?« – »Jawohl, es gibt einen«, gab er zur Antwort. »Wen denn«, fragte ich, »woher kommt er, und was nimmt er für seinen Unterricht?« – »Er heißt Euenos, Sokrates«, erwiderte er, »kommt aus Paros und lehrt um fünf Minen.« – Da pries ich den Euenos glücklich, wenn er tatsächlich diese Kunst besitzt und sie so gewissenhaft und geschickt zu lehren weiß. Ich wenigstens würde mich preisen und brüsten, wenn ich das verstünde: aber ich verstehe es eben nicht, ihr Athener.

Vielleicht könnte nun einer von euch entgegnen: »Aber, Sokrates, womit beschäftigst du dich denn? Wie sind diese Beschuldigungen gegen dich entstanden? Wenn du nichts anderes tätest als die anderen Menschen auch, dann wäre gewiß dieses Gerücht nicht entstanden, und man würde, lebstest du wie andere Leute, nicht so von dir reden. Sage uns doch, was es ist, damit wir nicht voreilig über dich urteilen.«

Dieser Einwand scheint mir gerechtfertigt, und ich will versuchen, euch darzulegen, was mir diesen schlechten Ruf und diese falsche Anklage eingetragen hat. So höret denn. Vielleicht werden einige von euch glauben, ich scherze. Ich sage aber die volle Wahrheit. Ich habe diesen Ruf, ihr Athener, infolge einer bestimmten Weisheit bekommen. Was für eine Weisheit ist das denn? Wahrscheinlich ist es ein Wissen menschlicher Art; denn das besitze ich in der Tat. Die aber, die ich eben erwähnt habe, besitzen wohl übermenschliche Weisheit, oder ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich verfüge über solche Weisheit ja nicht, und wer sie mir trotzdem zuschreibt, der lügt und versucht, mich zu verleumden.

Erhebt jetzt keinen Lärm, Athener, auch wenn ihr den Eindruck habt, daß ich prahle. Denn was ich euch jetzt sage, kommt nicht aus mir. Ich kann mich dafür auf jemanden berufen, der

völlig glaubwürdig ist. Als Zeugen für meine Weisheit, wenn es denn eine ist, kann ich euch den delphischen Gott stellen.

Ihr kanntet ja alle den Chairephon. Er war mein Freund von Jugend an und ein Freund auch der meisten von euch und der Demokratie, ging kürzlich mit in die Verbannung und kehrte mit euch auch wieder zurück. Ihr wißt ja, was für ein Mann er war und wie ungestüm er sich für eine Sache einsetzen konnte. Das tat er auch, als er nach Delphi kam. Er erkühnte sich, dem Orakel folgende Frage zu stellen – aber jetzt keine Protestrufe, ihr Männer, was ich auch sagen werde! Er fragte also, ob jemand weiser sei als ich. Die Pythia antwortete, daß niemand weiser sei. Diese Antwort wird euch sein Bruder bezeugen können; denn Chairephon selber ist ja gestorben.

Überlegt nun, weshalb ich euch das sage; ich möchte euch erklären, woher die schlechte Meinung über mich entstanden ist. Als ich den Orakelspruch gehört hatte, überlegte ich folgendermaßen hin und her: »Was meint wohl der Gott, und was ist der Sinn seines rätselhaften Ausspruchs? Denn ich bin mir doch weder im Großen noch im Kleinen einer besonderen Weisheit bewußt. Was meint er denn, wenn er behauptet, ich sei der Weiseste? Er lügt doch nicht; denn das ist ihm nicht erlaubt.« Und lange Zeit war ich im unklaren, was er meine. Dann aber stellte ich, wenn auch sehr ungerne, folgende Untersuchungen an: Ich ging zu einem der Männer, die als weise gelten, in der Meinung, daß ich, wenn überhaupt irgendwo, dort die Weissagung widerlegen und dann zum Orakel sagen könne: »Dieser da ist weiser als ich; du aber hast *mich* als den Weisesten bezeichnet.« Diesen Mann prüfte ich nun genau, seinen Namen brauche ich nicht zu nennen; es war einer unserer Staatsmänner. Ich machte dabei diese Erfahrung, ihr Athener: In der Unterredung mit ihm bekam ich den Eindruck, er werde wohl von vielen Menschen und am meisten von sich selbst für weise gehalten, er sei es aber nicht; und ich suchte ihm dann klarzuma-

chen, daß er zwar meine, weise zu sein, daß er es aber nicht sei; damit machte ich mich bei ihm und bei vielen Anwesenden verhaßt. Beim Weggehen aber sagte ich zu mir: »Verglichen mit diesem Menschen, bin ich doch weiser. Wahrscheinlich weiß ja keiner von uns beiden etwas Rechtes; aber der glaubt, etwas zu wissen, obwohl er es nicht weiß; ich dagegen weiß zwar auch nichts, glaube aber auch nicht, etwas zu wissen. Um diesen kleinen Unterschied bin ich also offenbar weiser, daß ich eben das, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen vermeine.« Von da ging ich zu einem anderen, den man für noch weiser hält als jenen. Ich bekam dort genau denselben Eindruck und machte mich auch bei diesem und dann noch bei vielen anderen unbeliebt.

Daraufhin fuhr ich nun der Reihe nach fort und merkte dabei mit Betrübniß und Erschrecken, daß ich mir immer mehr Feinde machte. Trotzdem schien es mir nötig, dem Götterspruch größtes Gewicht beizulegen. Ich mußte darum zu all denen gehen, die etwas zu wissen schienen, um zu sehen, was das Orakel meine. Und beim Hund, ihr Athener – denn ich muß euch die Wahrheit sagen –, ich erlebte dabei in der Tat etwa folgendes: Diejenigen, die im größten Ansehen standen, schienen, als ich sie im Sinne des Gottes prüfte, beinahe am dürftigsten zu sein; andere dagegen, die geringer geachtet wurden, machten mir eher den Eindruck von vernünftigen Leuten. Ich muß euch eben erzählen, was ich alles erlebte und welche Mühen ich auf mich nahm, des Orakelspruchs sicher zu sein. Von den Politikern ging ich also zu den Dichtern, zu den Tragödien- und zu den Dithyrambendichtern und den anderen, um mich dort gewissermaßen auf der Tat zu überführen, daß ich unwissender sei als sie. Ich nahm von ihren Werken jene vor, die nach meiner Meinung am besten gearbeitet sind, und bat sie, mir diese zu erklären; ich wollte damit gleichzeitig etwas von ihnen lernen. Ich schäme mich nun, euch die Wahrheit zu sagen. Und doch

muß sie gesagt werden. Denn wenn ich so sagen darf: Fast alle von euch würden über diese Werke wohl besser sprechen, als es die Verfasser selber imstande waren. So sah ich auch bei den Dichtern in kurzer Zeit, daß sie ihre Werke nicht aus Weisheit schufen, sondern aus einer gewissen natürlichen Anlage und in göttlicher Begeisterung, ähnlich wie die Seher und Orakelsänger; auch diese reden viel Schönes, verstehen aber nichts von dem, was sie sagen. Etwas Ähnliches scheint mir auch bei den Dichtern der Fall zu sein. Zugleich merkte ich, daß sie meinten, wegen ihres Dichtens auch in allen übrigen Dingen die weisesten Leute zu sein, was sie aber nicht waren. Auch von dort ging ich also weg in der Überzeugung, ihnen ebenso überlegen zu sein wie den Politikern. Schließlich ging ich zu den Handwerkern. Denn ich war mir bewußt, daß ich selbst sozusagen nichts verstehe, daß ich aber in ihnen Leute finden würde, die viel Schönes können. Und darin täuschte ich mich nicht; sie verstanden sich auf das, wovon ich nichts verstand, und waren in dieser Hinsicht weiser als ich. Aber, ihr Athener, diese guten Handwerker schienen mir denselben Fehler zu haben wie die Dichter: weil er seine Fertigkeit geschickt ausübt, glaubt ein jeder, auch in den anderen, selbst den höchsten Dingen der Geschicktesten zu sein, und dieser Irrtum verdunkelte jene Weisheit, so daß ich mich im Namen des Orakels fragte, was mir wohl lieber wäre: so zu sein, wie ich bin, weder ihres Wissens kundig, aber auch frei von ihrem Mangel an Einsicht – oder dann beides so zu haben wie sie. Da antwortete ich mir und dem Orakel, daß ich wohl besser so bleibe, wie ich bin.

Infolge dieser Prüfungen, ihr Athener, sind mir zahlreiche Feindschaften entstanden, und zwar sehr schlimme und heftige, denen viele Verleumdungen entsprangen und auch dieser falsche Ruf, ich sei ein Weiser; denn jedesmal meinen die Zuhörer, daß ich in den Dingen, worin ich die anderen widerlege, selbst weise sei. In der Tat, ihr Männer, scheint aber nur Gott weise

zu sein, und mit seinem Orakelspruch will er sagen, daß die menschliche Weisheit wenig oder nichts wert ist. Offenbar nennt er Sokrates in diesem Sinne und bedient sich meines Namens, um ein Beispiel zu geben, als wolle er sagen: »Der ist der weiseste von euch, ihr Menschen, der wie Sokrates erkannt hat, daß er, was die Weisheit betrifft, tatsächlich nichts wert sei.« So gehe ich auch jetzt noch umher und prüfe und erforsche dem Gotte gemäß, wen ich unter den Bürgern der Stadt und den Ausländern für weise halte; und wenn ich dann den Eindruck bekomme, daß er es doch nicht sei, dann helfe ich dem Gott und überführe ihn, daß er nicht weise ist. Und infolge dieser Tätigkeit blieb mir keine Zeit mehr, um in der Öffentlichkeit oder zu Hause etwas Rechtes zu leisten, sondern ich lebe wegen dieser Dienstbarkeit bei dem Gotte in unendlicher Armut.

Dazu kommt nun, daß junge Leute, vor allem Söhne der Reichen, die am besten Zeit dazu haben, mich aus freien Stücken begleiten und mir gerne zuhören, wenn ich die Leute prüfe, und daß sie mich von sich aus sogar nachahmen und versuchen, selbst andere auf die Probe zu stellen; offenbar finden sie dann eine Menge Leute, die zwar meinen, etwas zu wissen, in Wirklichkeit aber wenig oder nichts wissen. Die Leute, die von ihnen geprüft worden sind, zürnen dann mir und nicht sich selbst und sagen, Sokrates sei ein ganz unausstehlicher Mensch und verderbe die Jugend. Wenn sie dann jemand fragt, was er denn tue und was er lehre, haben sie nichts vorzubringen und wissen nichts; damit es aber nicht den Anschein hat, als ob sie in Verlegenheit seien, sagen sie das, was man gegen alle Philosophierenden zur Hand hat: *Er beschäftigt sich mit den Dingen am Himmel und unter der Erde. Er glaubt nicht an die Götter. Die schwächere Sache macht er zur stärkeren.* Die Wahrheit dürfen sie ja nicht sagen, nämlich, daß sie überführt worden sind, sich zwar den Anschein zu geben, als wüßten sie

etwas, während sie eben doch nichts wissen. Weil sie nun, wie ich glaube, ehrgeizig, energisch und auch zahlreich sind, und weil sie eindringlich und überzeugend von mir zu reden wissen, haben sie euch mit ihren hartnäckigen, heftigen Verleumdungen schon lange die Ohren gefüllt. Von diesen sind nun Meletos, Anytos und Lykon gegen mich vorgegangen: Meletos, weil er sich im Namen der Dichter gekränkt fühlte, Anytos im Namen der Handwerker und Politiker und Lykon für die Redner. Ich müßte mich darum, wie ich schon anfangs sagte, wundern, wenn es mir gelänge, diese falsche Meinung über mich zu beseitigen, nachdem sie einmal so mächtig geworden ist. Das, ihr Athener, ist die Wahrheit; ich habe euch nicht das geringste verschwiegen oder unterdrückt. Und doch bin ich fast gewiß, daß ich mich gerade dadurch verhaßt mache, und eben dies ist ein Beweis dafür, daß ich die Wahrheit sage, daß darauf die Verleumdungen gegen mich beruhen und daß das die Ursachen dafür sind. Und wenn ihr das – jetzt oder später – prüft, so werdet ihr es finden, wie ich sagte.

Marc Aurel

Die Hilfe der Philosophie

Die Dauer des menschlichen Lebens ist nur ein Augenblick, seine Existenz in dauerndem Fluß; die Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen ist schwach, das Gebilde seines Körpers ganz der Fäulnis ausgesetzt, seine Seele unbeständig und orientierungslos, sein Schicksal unberechenbar, sein Reden unbestimmt und verworren. Kurz: Alles Körperliche – ein Fluß, alles Seelische – Schall und Rauch, das Leben – Krieg und kurzer Aufenthalt

eines Fremden, der Nachruhm – Vergessen. Was kann uns da noch stützen und helfen? Einzig und allein die Philosophie. Ihre Hilfe besteht darin, den göttlichen Geist in unserem Innern vor Schaden und Verletzung zu bewahren, auf daß er Lüsten und Schmerzen überlegen sei, nichts planlos tue, ohne Lug und Trug und unabhängig sei vom Tun oder Lassen eines anderen, außerdem das, was geschieht und zugeteilt wird, hinnehme, als ob es irgendwie von dort komme, woher er selbst gekommen ist, schließlich den Tod mit heiterer Gelassenheit erwarte, als ob er nichts anderes sei als die Trennung der Grundbestandteile, aus denen jedes Lebewesen besteht. Wenn es aber für die Grundbestandteile selbst nicht schlimm ist, daß sich jedes einzelne ununterbrochen in ein anderes verwandelt – warum fürchtet man dann die Verwandlung und Trennung aller Grundbestandteile? Das ist doch natürlich. Nichts aber ist schlecht, was natürlich ist.

Heinrich Heine

Fragen

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

»O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,

Häupter in Turban und schwarzem Baret,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter –
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?«

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Frieder Lauxmann

Die Universität des Nichtwissens

Zwei Weise begegnen einander. Da fragt der eine: »Sag mir, woran erkennt man deine Weisheit?« Der gibt zur Antwort: »Man erkennt sie daran, daß ich bis jetzt gerade diese Frage mir und anderen noch nie gestellt habe.« Anstatt es bei dieser Weisheit zu belassen, wollen wir die Torheit begehen, einige Antworten auf diese Frage zu versuchen. Dabei müssen wir uns darüber im klaren sein, daß die Betrachtung der Weisheit niemals die Weisheit selbst ist. Die Erforschung der Weisheit kann selbst nicht weise sein. Schade für die Philosophen, die ihr ganzes Leben dieser Betrachtung widmen und gerade dies nicht wissen – Sokrates ausgenommen.

Und dennoch wollen wir uns über diesen Abgrund des Denkens wagen, vielleicht nur deshalb, um bei diesem Abenteuer einige Denkverkrustungen loszuwerden. Es geht hier nicht um

praktische Lebensweisheiten, etwa nach der Methode: »Wer andern eine Grube gräbt, soll nicht vergessen, eine Rechnung zu schreiben«, oder: »Heirate lieber einen gestandenen Mann als einen gesessenen«, oder: »Trau keinem unter und auch keinem über dreißig« usw. Es mag Weisheit dazu gehören, solche Erfahrungen zu machen und Lehren daraus zu ziehen, es gehört allerdings keine dazu, sie zu verbreiten. Und so mancher Weisheitslehrer war nicht mehr als ein Sprüchesammler, wie einige fromme Bibelaufsteller, die im Namen Salomos dessen gesammelte und ihm zugeschriebene Werke posthum herausgaben.

Hier geht es um etwas ganz anderes: Weisheit ist Wissen ohne Wissen. Die wirkliche Weisheit zeigt sich in der unbelegbaren, nicht vorgeformten und oft nicht nachvollziehbaren Wahrheit. Ihre Quellen sind völlig anderer Natur als die eines Lehrbuchs, eines Konversationslexikons oder des Internets. Deshalb ist Weisheit auch nicht lehrbar wie ein Schulfach. Es gibt weise Lehrer. Man erkennt sie jedoch nicht an dem, was, sondern wie sie lehren, und vor allem daran, daß sie von den Schülern geliebt und geachtet werden. Wenn man dann fragt, worin denn ihre Weisheit bestehe, dann wird nichts erklärt, sondern es werden nur Geschichten erzählt. Und hier liegt das Faszinierende an der Weisheit: Sie ist nichts, was man wissen oder besitzen kann. Sie geschieht, sie zeigt sich, sie spielt sich ab. Das brauchen keine Heldentaten zu sein; oft genügen kleine und kleinste Begebenheiten, teilweise völlig unbeachtete Nebensächlichkeiten, um in einem Menschen Weisheit zu erkennen. Letzten Endes ist sie eine ganz neue und zugleich uralte, oft verkannte Dimension des Denkens. Der Weise denkt anders, handelt anders, urteilt anders, denn Weisheit ist der aufregendste Störfaktor im Bereich des menschlichen Denkens. Sie fragt nicht nach Gründen, sie ist selbst ein Grund. Wer aber anders denkt als die anderen, stört diese beim Nichtdenken. Weisheit regt auf.